

Platz in der Mitte zwischen Jaspers umfangreicher Biographie und den kleineren Texten über Bell ein und unterscheidet sich vor allem durch die Konzentration auf Bells Beziehungen zu den deutschen Kirchen von den anderen Veröffentlichungen. Allerdings wird die thematische Konzentration durch über sie hinausgehende Ausführungen zu Themen erweitert, die für das Denken und Handeln Bells wichtig sind und dafür den größeren Rahmen bilden. Hierzu gehören Bells zunehmend führende Rolle in der ökumenischen Bewegung seit den zwanziger Jahren bis hin zum ersten Vorsitzenden des Zentralkomitees und danach eines der Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen nach 1948; sein Engagement in der Friedensbewegung nach dem 1. Weltkrieg bis in die Anfänge des 2. Weltkriegs hinein; sein theologisches Interesse am Verhältnis von Reich Gottes, Kirche und menschliche Gesellschaft; die Schilderung der Erlebnisse der Emigrantenfamilie Leibholz-Bonhoeffer in England; Ausführungen zur Politik der englischen Regierung vor und im 2. Weltkrieg, zur politischen und kirchlichen Entwicklung in Deutschland 1932–1950, zur Verschwörung gegen Hitler, zu den Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozessen, etc.

Diese Themenbereiche bilden den Hintergrund und Rahmen für die Darstellung der Beziehungen Bells zu den deutschen Kirchen (und zu Deutschland allgemein). Die ökumenische Bewegung verhalf Bell zu Begegnungen und bleibenden Bekanntschaften mit deutschen Theologen und Kirchenführern, an die Bell in bewegender Weise bei seiner Anwesenheit bei der Verlesung der Stuttgarter Schulderklärung 1945 wieder anknüpfen konnte. Von entscheidender Bedeutung für Bells Kenntnisse der deutschen Situation war natürlich seine enge Freundschaft mit Dietrich Bonhoeffer bis hin zu ihrer letzten Begegnung 1942 in Stockholm, wo Bonhoeffer und Hans Schönfeld genauere Informationen über den deutschen Widerstand an Bell übergaben, die dieser dem britischen Aussenministerium unterbreitete, die aber nicht in das vorherrschende Feindbild und Kriegsziel passten. Robertson berichtet über Bells moralisch und geistlich motivierten politischen Einsatz für eine bessere Behandlung deutscher Emigranten in England, seinen öffentlichen Protest gegen die Flächenbombardierung deutscher Städte, sein unermüdliches Bemühen, die englische Öffentlichkeit über die Bekennende Kirche und das „andere Deutschland“ zu infor-

mieren, seine Bemühungen um Hilfe für das notleidende Nachkriegsdeutschland und dessen Flüchtlingseleid, seine Erwägungen über den zukünftigen Platz Deutschlands in einem vereinigten Europa und anderes mehr. Robertsons Buch veranschaulicht in eindrucksvoller Weise, in welch hohem Masse Bischof Bell „der unerschütterliche Freund (der Titel des Buches, GG) des anderen Deutschland“ (Klaus Scholder) war.

Robertson hat sein Buch für einen breiteren Lesekreis geschrieben. Es informiert und klärt auf. Die grosse englische Kunst der Biographie scheint auch in diesem Buch durch, auch wenn es sich manche formale Freizügigkeiten wie z.B. die spärliche Verwendung von Jahreszahlen leistet. Auch werden deutsche Namen und Begriffe ungenau („Evangelisches Archivzentrum“) oder arg verstümmelt („Especk Camp“ für Espelkamp) wiedergegeben. Deutlich aber ist, dass Robertson mit den Auffassungen Bells und dessen Einstellung als unerschütterlicher Freund der deutschen Kirchen zutiefst sympatisiert. Nicht zuletzt wohl aus diesem Grund hat er im hohen Alter dieses Buch geschrieben, das noch einmal wesentliche (und eng miteinander verflochtene) Entwicklungen der kirchlichen und politischen Geschichte des 20. Jh.s in Erinnerung ruft. Dafür gilt Edwin Robertson unser Dank.

Genf

Günther Gaßmann

*Krolzik, Udo (Hrg.): Zukunft der Diakonie. Zwischen Kontinuität und Neubeginn, Bielefeld (Luther-Verlag) 1998, 199 S., kt., ISBN 3-7858-0402-4.*

Das Evangelische Johanneswerk in Bielefeld ist eine der größten diakonischen Komplexeinrichtungen in Deutschland. 1951 war das Johanneswerk durch Karl Pawlowski gegründet worden. Damals ein Zusammenschluss verschiedener diakonischer Initiativen umfasst das Johanneswerk heute über 70 Einrichtungen in den Bereichen Jugendhilfe, Krankenhaus-, Behinderten-, Alten- und Hospizarbeit. Aus Anlass des 100. Geburtstag des Gründers gab nun der Vorstandsvorsitzende *Udo Krolzik* einen Aufsatzband heraus. Sein Titel „Zukunft der Diakonie“ lässt aufhorchen, gerade wenn er in der Zeitschrift für Kirchengeschichte betrachtet wird. So stehen auch die ersten sieben Beiträge unter der Überschrift „Gegenwart und Zukunft der Diakonie“, die übrigen sieben widmen sich jedoch der „Ge-

schichte der Diakonie“. Naturgemäß sollen hier die historischen Beiträge im Mittelpunkt stehen, doch seien die Themen und Autoren (leider fehlt ein Autorenverzeichnis) der anderen Beiträge kurz genannt: Zu Beginn beschäftigt sich *Jürgen Gohde*, Präsident des Diakonischen Werkes der EKD, mit den aktuellen Herausforderungen der Diakonie (13–19). Dabei bestimmt er das Profil der Diakonie durch zwei Begriffe (18). „Konfessionalität“ meint, daß die gestaltenden Kräfte des Protestantismus etwas Einzigartiges einzubringen haben in die Entwicklung des Sozialen: Ausgehend vom Menschenbild, das die biblische Botschaft nahelegt, gilt es hier, „in einer Zeit der Verunsicherung, der Angst vieler Menschen, des starken Bedürfnisses nach geistiger Orientierung, nach Beratung und Seelsorge“ Vertrauen zu stärken. „Professionalität“ ist der zweite tragende Pfeiler der Diakonie, d.h. die „Befähigung von Menschen, um in Bildung und Ausbildung mit den neuen Herausforderungen klarzukommen.“ Professionalität heißt ebenso Qualität und Effizienz. Sie ist nötig, „damit wir in einer Zeit des knappen Geldes der Diktatur der Finanzen nicht erliegen, sondern unsere Arbeit im Horizont des Reiches Gottes geschieht.“

Der Standortbestimmung der Diakonie und der Entwicklung tragender Perspektiven für Gegenwart und Zukunft gelten auch die weiteren Beiträge. Mit dem Ort der „Diakonie im Unternehmen Kirche“ befasst sich der Marburger Sozialethiker *Wolfgang Nethöfel* (21–36). Der westfälische Oberkirchenrat i.R. *Martin Stiewe* widmet sich der Frage nach dem evangelischen Profil der Diakonie (37–49). Dem unternehmerischen Handeln in der Diakonie gelten die Beiträge „Diakonie und Wettbewerb“ (51–60) von *Markus Rückert* und *Klothilde Staab* (Augustinum München) sowie „Sozialbilanz und Social Controlling als Management-Führungsinstrumente der Zukunft“ (61–73) von *Alfred Jäger*, Systematischer Theologe und Diakoniker an der Kirchlichen Hochschule Bethel. Sein Münchner Kollege, der Praktische Theologe *Michael Schibilsky*, beleuchtet unter der Überschrift „Werben und trösten“ das Thema Diakonie und Öffentlichkeit (75–95). *Theodor Strohm*, Direktor des Diakoniewissenschaftlichen Instituts der Universität Heidelberg, zeigt in seinem Beitrag „Was Europa braucht, ist Diakonie“ (97–112) Wege diakonischer sozialer Arbeit in Europa.

Am Beginn des historischen Teils des Bandes steht ein Aufsatz von *Jochen-Chri-*

*stoph Kaiser* über die „Diakonie in der Weimarer Republik“. Der insbesondere im Gebiet der Diakoniegeschichte ausgewiesene Marburger Kirchenhistoriker gibt hier eine profunde Charakterisierung dieser für die Entwicklung der Inneren Mission zum Wohlfahrtsverband so überaus wichtigen Phase (115–134). Er kann zeigen, dass dieser Umgestaltungsprozess durch Stichworte wie „Professionalisierung“, „Verwissenschaftlichung“, „Ökonomisierung“ sowie „Bürokratisierung“ zu kennzeichnen ist, während zugleich ein Zurücktretten des theologischen Anliegens festzustellen ist. Dem – neben der Inneren Mission – anderen historischen Vorläufer der heutigen Diakonie, dem Ende August 1945 auf der Kirchenführerkonferenz in Treysa gegründeten Hilfswerk der EKD widmet sich *Johannes Michael Wischnath*, dem wir nicht nur die Ordnung des entsprechenden Archivbestandes, sondern auch die einschlägige Monographie zum Thema verdanken. Der Beitrag Wischnaths, inzwischen Leiter des Tübinger Universitätsarchivs, gibt einen guten Überblick über Vorgeschichte, Gründung sowie Organisation des Hilfswerks und stellt die wichtigsten Grundsätze sowie einige Aspekte seiner Arbeit und seines Selbstverständnisses dar (135–146). Schließlich stellt *Hans-Georg Schütz*, ehemaliger Geschäftsführer des Diakonischen Werkes Westfalen, diakonische Konzepte und Leitbilder im zeitgeschichtlichen Wandel dar (147–161). Er charakterisiert diesen Prozess als eine Entwicklung „von der Barmherzigkeit zur Gerechtigkeit“. Unabhängig davon, ob man diese Kennzeichnung für treffend hält, stellt die anregende Darstellung von Schütz einige wichtige Eckpunkte in der Entwicklung der Zielvorstellungen diakonischer Arbeit dar.

Während die ersten drei Beiträge diakoniegeschichtlich übergreifenderen Themenstellungen galten, befassen sich die letzten vier konkret mit dem Wirken Karl Pawlowskis bzw. dem Evangelischen Johanneswerk. So schildert *Bärbel Thau*, Referentin für Archiv und Geschichtsschreibung im Ortsverband für Innere Mission in Bielefeld, den dieser seit 1926 prägte. Thau bestimmt die Wirksamkeit Pawlowskis bis 1945 als „frühe Zentralisierung diakonischer Arbeit“ (163–169). Pawlowski konnte hier sowohl seinen Unternehmungsgeist verwirklichen als auch seine organisatorischen Fähigkeiten unter Beweis stellen. Auf der Treysaer Konferenz im August 1945 wurde Pawlowski dann

beauftragt, das Evangelische Hilfswerk in der englischen Besatzungszone zusammenzufassen. Kurz darauf wurde er zum Leiter und Hauptgeschäftsführer des Evangelischen Hilfswerks in Westfalen. Diese Phase, die bis 1950 währte, stellt *Gerald Schwalbach*, hessischer Pfarrer, in seinem Beitrag (171–182) dar. Nach Pawlowskis Rückzug aus der westfälischen Verbandsdiakonie fand dieser mit der im April 1951 erfolgten Gründung des Anstaltsbundes „Johanneswerk e.V.“ ein neues Betätigungsfeld bis zu seinem überraschenden Tod im August 1964. Dieser Zeit widmet sich der Gemeinschaftsbeitrag (183–194) von Gerald Schwalbach und Bärbel Thau, während letztere im abschließenden Beitrag (195–199) einen knappen Ausblick auf die Entwicklung des Evangelischen Johanneswerks e.V. von 1964 bis zur Gegenwart gibt.

Fazit: Es ist positiv herauszustellen, daß eine große diakonische Einrichtung zum runden Geburtstag ihres Gründers nicht eine Hochglanz-Jubelbroschüre vorlegt, sondern Wert legt auf einen ebenso lesenswerten wie allgemeinverständlichen Band, dessen Beiträge gleichwohl alle auf wissenschaftlichem Niveau gehalten sind. Der Band vereint die diakonische Zeitanalyse mit Zukunftsfragen der Diakonie einerseits und mit historischen Fachbeiträgen andererseits. Insbesondere die Beiträge über Karl Pawlowski und das Evangelische Johanneswerk bilden einen weiteren Baustein im Rahmen einer regionalhistorischen Ausdifferenzierung diakoniegeschichtlicher Forschung.

Heidelberg

Volker Herrmann

*Winter, Christian: Gewalt gegen Geschichte. Der Weg zur Sprengung der Universitätskirche Leipzig* (= Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 2), Leipzig (Ev. Verlagsanstalt) 1998, 344 S., Abb., kt., ISBN 3-374-01692-8.

Zum Wesen von Diktatoren gehört ihre Neigung, sich als Städteplaner großen Stils zu betätigen. Die Bilddokumente sind allgemein bekannt, die Stalin, Hitler und Ulbricht zeigen, wie sie neue Stadtlandschaften am Modell gestalten. Dabei geht es einmal um die Korrektur von Geschichte: Die Zeugnisse einer unerwünschten Geschichte müssen aus der Stadtlandschaft und damit aus dem kollektiven Gedächtnis verschwinden. Das eigentliche Ziel aber ist die Formierung eines „neuen Menschen“ als zentraler Größe totalitärer

Utopien. Dieser „neue Mensch“ präsentiert sich am besten bei jenen „machtvollen Demonstrationen“, die den Diktatoren, aber auch den „Kundgebungsteilnehmern“ das erreichte Maß der Unterwerfung „demonstrieren“. Stalin ließ in Moskau den Ring der „Kommunistischen Kathedralen“ errichten. Hitlers Pläne für die Umgestaltung der „Reichshauptstadt Berlin“ blieben nur deshalb Fragment, weil der Krieg die vollständige Ausführung der großwahnsinnigen Pläne des „Führers“ und seines Architekten Albert Speer verhinderte. Der DDR-Diktator Walter Ulbricht ließ die Schlösser in Berlin und Potsdam ausradieren. Es folgten zahlreiche Kirchenruinen, die durchaus wieder aufzubauen gewesen wären, aber auch unzählige Bürgerhäuser, Adelspaläste, Gutshäuser und andere Zeugnisse der Vergangenheit. Besonders konsequent wüdete die „Großflächenentrümmerung“ in Dresden. Was dort und in der ganzen DDR noch im nachhinein vernichtet wurde, läßt sich ohne große Mühe dem monumentalen zweibändigen Werk „Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation der Schäden und Totalverluste auf dem Gebiet der DDR“ entnehmen, die die Denkmalpfleger der DDR in zweiter Auflage 1980 im Ost-Berliner Henschelverlag vorlegten. Diese Publikation mit ihren 2040 Abbildungen, in der die Vernichtung der Leipziger Universitätskirche allerdings auch nur ganz versteckt erwähnt werden durfte, signalisierte einerseits den hinhaltenden Widerstand, den die DDR-Denkmalpflege dem ideologisch motivierten Vernichtungswillen der SED-Machthaber entgegenzusetzen versuchte. Sie zeugte aber auch von einer Veränderung in der ideologischen Großwetterlage: Unter den Stichworten „Erbe und Tradition“ hatte die SED-Führung ab Mitte der siebziger Jahre die Anweisung gegeben, die ganze deutsche Geschichte für die „Nationalgeschichte der DDR“ zu vereinnahmen.

Viele der von Ulbricht angeordneten Zerstörungen konnten ohne größeren Widerspruch aus der Bevölkerung durchgeführt werden. In einer systembedingten Mangelwirtschaft war die Frage, wofür die wenigen Ressourcen in der Bauwirtschaft eingesetzt werden sollen, nur schwer zu entscheiden. Viele votierten da begrifflicherweise eher für die „Rekonstruktion“ der eigenen Wohnung oder gar eine Neubauwohnung in einer der Plattenbausiedlungen als für den Wiederaufbau eines historischen Baudenkmals. Widerstand begann sich erst zu regen, als die